

125

SATTELET

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N 38.

Kronstadt, den 12. Mai.

1842.

Die ungrische Sprache und der Geist der Sachsen.

(Vom Fuße der Karpathen.)

Unerwartet und also auffallend war auch hier unter uns der siebenbürger Sachsen Abgeneigtheit von den ungrischen Interessen, ihre — wenn wir den Gerüchten glauben sollen — beinahe feindselige Gesinnung gegen die ungrische Sprache. Die Nachricht hiervon verursachte Staunen und Aergerniß unter uns; namentlich, da wir die siebenbürger Sachsen von dem nämlichen Geist besetzt glaubten, den die Zipser Sachsen und die andern deutschen Einwohner des Landes, an Anzahl nicht weniger als 600,000, im Gegensatz zu den Slaven, an den Tag legten und fortlaufend bewähren, nachdem die ungrische Sprache landständisch zur diplomatischen und Geschäftssprache eingesetzt worden. Die Zipser Sachsen sind noch immer treu ihrem alten Charakter, den Gebräuchen ihrer Vorfahren, ihrer Sprache; unter einander nämlich, in ihrem Familien- und öffentlichen Leben, in ihren örtlichen Versammlungen und in ihrem Gottesdienst; sie genießen jetzt noch ihre Privilegien, (denn Niemand hat je auch nur geträumt, sie derselben zu berauben, wie gewiß auch in Siebenbürgen Niemand daran denkt,) aber in ihren Wünschen dem ganzen Lande gegenüber, sind sie gut ungrisch gesinnt, der ungrischen Sprache im Geringssten nicht abgeneigt, sondern für dieselbe, seit das betreffende Gesetz ins Leben getreten, dermaßen freiwillig eingenommen, daß sie ihre Kinder nach Kozsnyo, Gömör, Miskolez, Patak und in andere ungrische Schulen, entweder durchaus, oder indem sie die Kinder umtauschen, der ungr. Sprache wegen, schicken, jetzt auch in den eigenen Schulen einen zweckmäßigen Unterricht der ungr. Sprache einführen. Ja selbst jene slavische Eifersucht und Heftigkeit hat, wenigstens hier unter uns, besonders nach der vorjährigen Kreisversammlung, sich des Bessern überzeugt: daß die ungrische Gesetzgebung keinen Raub an der Sprache der Slaven beabsichtigt, sondern bloß jeden gebildeten Einwohner des Landes, besonders den mit einem Amt bekleideten dahin vermögen will, daß er ungrisch verstehe. Der von Sr. Hochwürden dem Hrn. Bischof Paul Jozéffy an die Geistlichen und die Schullehrer seines Kreises

am 16 Dez. 1841 erlassene Hirtenbrief spricht sich in diesem Sinne aus, und muntert die Volkslehrer zur Erlernung und zum Unterricht der ungrischen Sprache, aus mehreren inneren und äußeren Gründen, auf. — Daß wir auf Panславismus, Magyaronomie, Slavonomie und andere Gespenster stoßen würden, ließ sich voraussehen. Um so betrübender sind die neuen Bewegungen der Sachsen in Siebenbürgen. Auch sie also sind der influenzartigen Furcht, die Sprache und die Nationalität zu verlieren, unterlegen. Auch sie also hegen Besorgnisse, denen es an aller Veranlassung fehlt; auch sie widersetzen sich einer Anordnung, die sie als gute Bürger wünschen sollten; auch sie stemmen sich, wo nachzugeben die Pflicht des Vaterlandsfreundes ist, und treten mit Präntensionen auf, die unerwartet, die Rechte der beiden andern Nationen verletzen, schwerlich auch ihre eigenen Interessen fördern würden. Dies ist der Weg zum Verderben. Wer unparteiisch und aus der Ferne oder von dem Standpunkt der Weltereignisse auf diese Einzel- oder Parteilämpfe sieht, in ihrer Gegenrichtung gegen das Nationalleben, das allgemeine Wohl, die allgemeine Kraft und den allgemeinen Ruhm, den erfährt Bedauern bei dem Anblick solcher Engherzigkeit, solcher Vorurtheile, deren Geist kein Geist der Einigkeit, sondern der der Vereinzelnung; nicht der des allgemeinen, sondern des Einzelinteresses, nicht der des vaterländischen Genius, sondern der der Laren und Penaten; nicht der Verschmelzung zu einem Staat, sondern des nationalen Partialisimus. Die bürgerlichen Zustände und das Emporkommen der Staaten zerstört, sowohl offen als insgeheim, den Patriarchalismus, er zerstört die, um ihrer Absonderung willen, dem Ganzen sich entgegenstimmende Verwahrung einzeln sich Isolirender und die gegen den hohen und reinen Staatszweck gerichteten Widerkämpfe der Einzelnen. Diesem Staatszweck entgegenarbeiten, ist keine Bürgertugend, sondern eine ebenso sündhafte Prämisse zu Verderben bringenden Veranlassungen und jenem Schicksal, welches wie ein Fluch auf den Staaten, und wenn auch nicht auf den jetzt Lebenden, so doch unwiderruflich auf den Nachkommen lastet. — Die siebenbürger Sachsen können über Druck, persönliche Verletzung und Raub an ihrem Besitz nicht klagen; dagegen den würdevoll ruhigen, friedlichen Geist der Stände und der un-

125

grischen Zeitungsblätter — von ihrer Seite aber ein Bischen leidenschaftliche Vereiztheit nicht läugnen. Die ungrische Sprache zu erlernen, zu kennen und zu gebrauchen, werden die Sachsen unter Ungarn doch nicht für unwürdig, oder für Schande, oder für ein unerträgliches Joch halten; und wäre dies der Fall, so sprächen sie sich selbst das Urtheil. Wenn sie darauf stolz sind, nicht nur Sachsen, sondern siebenbürger Sachsen und siebenbürgische Landesinder zu sein — was sie auch nicht läugnen können, — so müssen sie auch eingestehen, daß sie Siebenbürgen, daß sie der ungrischen Verfassung Vieles — ja Alles zu verdanken haben, daß also die gemeinschaftliche Mutter von ihnen, ihren Kindern Gerechtigkeit zu erwarten berechtigt ist. Sie berufen sich ferner auf ihre Privilegien? — Diese hat ihnen die ungrische Verfassung verliehen. Ihre Verdienste belagend, so wird ihnen diese Niemand in Abrede stellen; wenn sie aber selbst deren erwähnen, so darf man mit Fug darauf erwidern, daß die Beförderung des Gemeinwohles und die Vertheidigung des Vaterlandes Bürgerpflicht ist, daß sie vom eigenen Vortheil und von der natürlichen Nothwendigkeit am Altfluß so, wie am Rhein geboten wird, und daß die Sachsen die Gefahren des Krieges (als des 30 und 7jährigen und der französischen), wenn sie auch in ihren frühern Wohnsitzen geblieben wären, ebenfalls nicht hätten vermeiden können. Sie werden sich doch auch den Verdacht nicht zumuthen lassen, als vermeinten sie auch gegenwärtig noch (wie unter Conrad III.) zum deutschen Reiche zu gehören, oder als wollten sie in Siebenbürgen ein neues Deutschland begründen? Deutscher Fleiß und deutsche Wissenschaft ist jedes gebildeten Ungarn Gemeingut, und nicht bloß der Sachsen; aber im Vaterlands- und Bürgerfinn müssen wir hier mit Leib und Seele Ungarn sein, und

sind es bereits auch wider unsern Willen. Denn auch diese freiere Bewegung unter den Sachsen, ihre kühnere Sprache und formelle Protestation gegen den Schatten von Bedrückung, sind diese nicht unter der belebenden Atmosphäre der ungrischen Verfassung erwachsen, selbst wenn sie auch in Mißbräuche ausgeartet sind? Der Geist eines lebenskräftigen und freien Volkes geht übrigens auch auf die Nachkommen über, und wenn es wirklich kräftig ist, so geschieht seine Verschmelzung ohne Verlust und ohne Schmerz. Die amerikanischen Bürger deutscher Zugen z. B. lernen und können nicht nur englisch, sondern es fällt ihnen auch gar nicht ein, sich für bevorrechtete Baiern, Sachsen oder Schwaben zu halten und trotzig dafür gehalten zu werden. Sie schmiegen sich dem Volksgeiste des Bundes an, sie sind seelenverwandte Glieder des politischen Ganzen und des bürgerlichen Verbandes; sie brüsten sich nicht, daß sie Sachsen u. s. w. oder Lutheraner u. s. w., sondern daß sie Beförderer des allgemeinen Wohles und mit Recht auch Theilnehmer an der gemeinsamen Größe. Was würde aus dem großartigen Bündniß werden, wenn jede einzelne Nation ihre eigene Richtung, nicht nach gemeinsamer Verknüpfung, sondern nach specieller Differenz verfolgen sollte? — Auch die siebenbürger Sachsen (wenigstens die Wortführer derselben) sind in politischer Hinsicht mehr ungrisch, als deutsch gesinnt. (?) Seien sie also Vaterländer, nicht Fremde; Männer von klarem Verstande und nicht Schwindler; Verbündete und nicht Separatisten: denn dies ist in Ewigkeit der Fluch Ungarns, von dem wir uns endlich einmal befreien müssen; und das Schicksal, das wir uns selbst schaffen wird, so wie es unser gemeinsames gewesen, es bleiben, für uns Alle, zu jeder Zeit. <

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Carlsburg, 1. Mai 1842.

In der angenehmen Erwartung, daß ich den Freunden der Archäologie, die auf alterthümliche Notizen Werth legen, einen angenehmen Tag machen werde, beile ich mich, die Aufschrift eines römischen Denkmals, das soeben aus den Trümmern des alten Apulum's erbeutet wurde, zu veröffentlichen:

S J L V A N O
D O M E S
T J C O C J V L
V A L E N S
II V J R C O L A P V L
P R O S A L S V A
S V O R V M Q P O S.

Silvano Domestico Cajus Julius Valens Duumvir Coloniae Apuleensis Pro Salute Sua Suorumque Posuit. — Ich

sehe mich hierbei veranlaßt, zu erwähnen, daß nach dem Zeugnisse des römischen Rechts, Apulum die vierte römische Colonie war, wo Cajus Julius Valens als Duumvir (hohe Magistratsperson) das vorliegende Monument seinem Hausgotte Silvanus geweiht hatte. — So sehr übrigens kein Consulat auf dem Denkmal, das die genaue Zeit angeben sollte, aufgezeichnet vorkommt, so läßt uns doch der ruhige Ton der Inschrift leicht vermuthen, daß das Monument in der friedlichen römisch-dacischen Aera 196—182 nach Christus, gesetzt worden sei. — Das Denkmal ist groß, viereckig, aus festem Kalkstein, gut bewahrt und von frischem Aussehen. —

Ein zweites römisches Monument sah ich ebenfalls, in dieser Woche aus den Ruinen des Apulum's ans Tageslicht herausgezogen. Die Schrift desselben hat leider sehr ge-

litten; und ich war blos im Stande, den großartigen Anfang derselben zu erkennen;

VJRTVTJ ROMA
NAEREJ PVPLJCAE.

Noch eine Entdeckung durch die Raben! Am 28. April dieses Jahres ist einer der furchtbarsten Raubmorde zu Csora, drei Stunde von Karlsburg, entdeckt worden. Um — und über einem seitwärts entlegenen Hause des besagten Dor-

fes sah man am 28. April ungewöhnlich viele Raben ziehen; was den Bewohnern des Ortes nicht wenig auffallen mußte. Man begab sich daher an Ort und Stelle, fand das Haus ausgeraubt und die Eigentümer desselben aufs Grausamste mißhandelt, verstümmelt und ermordet. — Die Raubmörder sind noch nicht eingebracht.

Heute ist der erste Mai, aber wir frieren so gut, wie man friert auf Kamtsaika in warmen Jahren am ersten Mai.

Thalson.

J e n i l l e t o n .

Eine Nacht in Hermannstadt.

Ein Erlebnis, erzählt von Franz Thomé.

Ich hatte in der Hauptstadt Siebenbürgens mehre Gastrollen gegeben, meine letzte war annoncirt und andern Tages wollte ich abreisen. Am Morgen dieses Tages ging ich mit einem Freunde in einen dicht neben meiner Wohnung befindlichen Conditorei-Laden frühstücken. Der Conditör ging knister und mit verschränkten Armen, kaum Rede und Antwort gebend, in seinem Laden auf und ab. Wir entfernten uns bald und mein Freund sagte mir: dieser Mann sei ein Schweizer, Namens G. . . , habe sich hier vor nicht langer Zeit etablirt, eine junge, hübsche Frau geheirathet, die ihn jedoch, da er sie zu sehr mit Eifersucht quälte, auch schon wieder verlassen habe; seitdem sei er stets melancholisch, wozu sich auch noch das Heimweh geselle, so daß er den Leuten, besonders bei Vollmond, gar nicht richtig vorkäme. Im Verlaufe des Tages hatte ich den Mann und seinen Schmerz vergessen; als ich ihn Abends im Theater vor seinem Büffet ebenso wie am Morgen auf- und abschreiten sah, machte ich einige Personen auf seinen Zustand aufmerksam, welche jedoch meinten, es sei gar keine Gefahr vorhanden, denn man war das schon gewohnt von ihm. Nach beendigter Vorstellung war von mehren Theaterfreunden ein Souper veranstaltet, wobei sich auch der durch seinen Geist, liebenswürdiges Benehmen und männliche Schönheit ausgezeichnete Hauptmann, Graf L. . . befand, beim Glase Tischau war die Mitternachtsstunde herangekommen und mit herzlichem Danke von meiner und einem freundlichen Lebewohl von Seiten meiner Freunde tranken wir aus. Im Begriffe meine Hausthür aufzuschließen, stürzt ein Mann auf mich zu, faßt mich mit der linken Hand an der Schulter, mit der Rechten ein kurzes Beil über meinem Haupte schwingend, indem er hastig fragte: »Haben Sie Waffen?« — Der Vollmond beleuchtete sein leichenblaßes Angesicht, es war der Conditör von früh. »Ja, wie Sie sehen,« erwiderte ich schnell gefaßt, ihm den schweren Schlüssel unter die Augen haltend; wir blieben so einige Augenblicke Aug' in Auge stehen, endlich trat er zurück, verbeugte sich und sagte: »Ah, ich kenne Sie, Sie sind der König von Preußen, heute Nacht jedoch will man uns überfallen, stehen wir einander als Nachbarn bei,« und verschwand dann nebenan im Wohnhause. Haus- und Zimmerthür hinter mir verschließend,

überdenke ich den Vorfall und bin schon im Begriffe, diese Nacht noch eine Anzeige davon zu machen, als ein herzerreißender Schrei und die Worte: »Jesus, mein Vater ermordet!« an mein Ohr dringen; ich reiße schnell das Fenster auf und springe auf die Straße, im selben Augenblicke stand auch der Graf L. . . neben mir, und mit erhobenem Beile floh der Mann von früher an uns vorüber die Straße hinab. Wir eilen in das Haus, welch' ein Anblick! — Im Hofe liegt in seinem Blute ein Mann mit abgehauenen Kopfe, neben ihm eine weibliche Gestalt, dabei ein Leuchter mit brennendem Lichtstumpfe. Wir hoben sogleich das Frauenzimmer auf und übergaben es einigen Hausbewohnern, welche gleichfalls durch das Wehgeschrei der Unglücklichen herbeigerufen wurden; und nun verfolgte Graf L. . . den Mörder, weiteres Unglück zu verhüten; ich blieb an seiner Seite; an der Wache ankommend, befahl er einer Patrouille, ihm zu folgen; wir biegen um eine Ecke, als plötzlich der Wahnsinnige mit aller Wuth auf uns losstürzte, ein Moment und Graf L. . . war verloren, doch mit kräftiger Hand ergriff dieser den zum Diebe geschwungenen Arm, riß ihn trotz der verzweifelnden Gegenwehr zu Boden, indem er ihm das Beil entrang und so lange hielt, bis die Mannschaft herbeieilte und ihn mit der größten Anstrengung auf die Wache schleppte.

Schrecklich waren seine vom Wahnsinn verzerrten Züge anzusehen; seine blutbesprigten Hände bot er willig den Ketten dar; er kannte uns, sagte, der Tod des alten Mannes thue ihm leid, er habe es eigentlich auf die Tochter abgesehen, er sei ja verurtheilt, alle weibliche Wesen, als die Ursachen aller Uebel, von der Welt zu schaffen; nicht minder die Männer, damit sie ferner nicht den Verführungen der Frauen ausgesetzt seien. Dies angefangene Werk habe er fortsetzen wollen und Graf L. . . , gegen den er sich plötzlich mit aller Wuth wendete, habe ihn daran verhindert. Welche Opfer wären noch diese Nacht gefallen, welch' Unheil geschehen, ohne den Muth und die Kraft dieses edlen Mannes? In das Unglücksbaus zurückkehrend, erzählte mir Graf L. . . , wie er, aus dem Gasthause heimkehrend, diesen Conditör ebenfalls gesehen habe, durch das Beil aufmerksam geworden ihm gefolgt sei, doch zu spät kam, die Unglückthat zu verhindern. Wir fanden die Tochter des Ermordeten wohl ins Leben zurückgerufen, sich aber in der größten Verzweiflung als die Mörderin ihres Vaters anklagend.

